

Hohenheim



CHRISTOPH SONNTAG

DAS BUSORAKEL

Hohenheim Verlag
Stuttgart · Leipzig

*Für meine zwei
geliebten Sektbläschen
Salome und Samuel*

© 2009 Hohenheim Verlag GmbH, Stuttgart · Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz & mehr, Besigheim

Druck und Bindearbeiten:

CPI Moravia Books GmbH, Korneuburg

Printed in Austria

ISBN 978-3-89850-192-7

Prolog

Dies ist die Geschichte von Daniel, seiner Braut, ihrer Schwester, ihrem Bräutigam, dessen Pfleger und dessen Azubi. Es ist die Geschichte von Daniels Sohn und Daniels Enkel. Alle Personen haben dieselbe Geschichte erlebt. In diesem Buch fließen ihre Erfahrungen zusammen.

Alles erinnert an jene bekannte Fabel, in der drei Menschen, die für die großen Religionen stehen, in der Dunkelheit Gott begegnen, der ein Elefant ist: Der eine Mensch berührt seinen Rüssel, der andere sein Ohr, der dritte den Vorderfuß. Später streiten sie sich bis aufs Blut, denn sie alle haben Gott leibhaftig erlebt. Wobei der eine behauptet, Gott sei ein Rochen, der zweite, Gott sei eine Röhre, der dritte, Gott sei eine Tonne.

Die ganze Geschichte aber ist: Gott – wenn es ihn gibt – ist ein Elefant.

Wovon hier nun berichtet werden soll und was sich tatsächlich zugetragen hat, ist eine Geschichte, die mehrere Personen zusammen erlebt haben und davon aus ihrer Sicht berichten, ohne das große Ganze dahinter zu bemerken.

Immer dann, wenn sich einer der Erzählenden auf den Rochen, auf die Röhre oder auf die Tonne versteifen möchte – dann werde ich mich einmischen und vom Elefanten erzählen.

Teil 1

1

Daniel beschleunigte seine Schritte. Der Hall, den die engen Wände zurückwarfen, wurde lauter und bedrohlicher. Ein bekanntes Gefühl drückte auf seine Brust und schnürte ihm die Kehle zu. Daniel wußte, daß die katalanische Hauptstadt sicherer war als ihr Ruf; sie mußte es sein, denn schließlich wohnte er nun schon seit über zwei Jahren hier, und es war ihm noch nichts, aber auch gar nichts passiert. Las man jedoch die Boulevardzeitung oder schaute sich im Fernsehen die Berichte über Barcelona an, dann wandelte sich das Bild, das Daniel von der Stadt hatte, und Barcelona wurde zum Monster, das vergewaltigte, ausraubte und tötetet, wo und wann immer es ging. Wenn Daniel nüchtern war, glaubte er seinem Bauch blind und liebte diese fröhliche und friedliche Stadt. Wenn ihn aber wie jetzt etliche aus der Flasche getrunzene Biere, zwei Kurze und der danach gierig bis tief hinab in die Spitzen seiner Lungenflügel gezogene Rauch eines Joints von seinem Bauch trennten, dann blinkte die Warnlampe im Kopf hell und hektisch. Die Schritte wurden lauter, die Verfolger kamen näher. Daniel rannte nun schon fast und kämpfte bei jedem Schritt um sein Gleichgewicht. Spontan wich er in eine kleine Seitengasse ab und zwängte sich in einen Hauseingang. Schwer atmend stand er da und versuchte, über das Rasseln seiner Lunge hinweg die Geräusche um ihn herum wahrzunehmen. Über ihm wurde die Klospülung gezogen und im Haus gegenüber eine Türe zugeknallt, aus der Ferne drang das Heulen eines Babys an sein Ohr, doch die Verfolger schienen auch stehengeblieben zu sein. Daniel verharrte einen

Moment und verließ dann den Hausflur, schlich leise die Seitengasse ein paar Schritte zurück und spähte ängstlich in beide Seiten der etwas größeren Gasse hinein, aus der er soeben gekommen war. Seine schulterlangen Haare waren feucht, die Angst weitete seine dunklen Augen. Der Schweiß lief von der Stirn sein braungebranntes Gesicht herab; einige der Tropfen verfrachten sich in seinen unrasierten Wangen, einige fanden direkt den Weg von der Stirn ins linke Auge, welches daraufhin heftig zu brennen begann. Der Zwanzigjährige rieb sich mit dem Handrücken darüber, was die Schmerzen nur noch größer machte, und das gab ihm den spontanen Impuls, nachdem er keinen seiner Verfolger sehen konnte, wieder loszuspurten. Und wie aus dem Nichts waren auch die Schritte wieder da und verfolgten ihn weiter und erbarmungslos. Obwohl Daniel hinter seinem Rausch sogar immer ein wenig ahnte, daß es diese Verfolger gar nicht gab, daß sie nur von seiner Einbildung Leben eingehaucht bekamen, waren sie doch im Moment so real, daß er jederzeit damit rechnete, sie würden ihn von hinten an der Schulter packen und zu Boden reißen. Daniel rannte um sein Leben. Im Innersten wußte er, daß es weniger von den Verfolgern, als vielmehr von seiner Zuneigung zu berausenden Drogen bedroht war, und doch konnte er sich trotz dieser tiefen Erkenntnis nicht selbst aus seiner eingebildeten Panik reißen. Von weitem zeigte sich der rettende Eingang. Im Laufen zog Daniel seinen Schlüssel aus der Hose, der ihm prompt entglitt. Bei einer richtigen Verfolgung wäre dies der entscheidende Moment gewesen, an dem er den Schlüsselbund dringend hätte liegenlassen müssen, seinen Plan ändern und im großen Bogen um das Haus das Weite hätte suchen müssen. Doch zu solch strategischem Denken war Daniel in seinem Zustand nicht in der Lage. Abrupt stoppte er seinen hektischen Lauf, bildetet sich in seinem Haschrausch, bei dem seine Synapsen

wild hin und her transmittierten, felsenfest ein, dabei ein lautes, quietschendes Bremsgeräusch wie im Comicstrip abzugeben, kehrte ein paar Schritte um, schnappte den auf dem Boden liegenden Schlüssel mit für seinen Zustand erstaunlicher Sicherheit und rannte weiter, bis er schweratmend vor ihrer Haustüre stand. Erstaunlicherweise fand er mit dem Schlüssel sofort das Schloß, zog die Türe auf, katapultierte sich fast ins Innere, stieß die Türe zu und lehnte sich dann schwer atmend von innen dagegen. So verharrte er ein paar Minuten, die ihm vorkamen wie eine halbe Ewigkeit. Dann rieb er sich mit dem Handrücken die juckende Nase, schüttelte den Kopf, als wollte er das Erlebte ein für allemal abschütteln und stieg langsam und schwer die Treppen hoch bis zum dritten Stock. Als er die Türe dort mit dem Schlüssel öffnen wollte, rutschte seine Umhängetasche, die er jetzt überhaupt erst wieder wahrnahm, von der Schulter ab, prallte mit einem ordentlichen Krachen gegen die Türe und landete unsanft auf dem Boden. In demselben Moment hatte Daniel die Wohnungstüre geöffnet.

Innen stand sie. Mit großen Augen, als würde sie ihn heute zum ersten Mal sehen, starrte sie ihn an. Sie kam ihm verändert vor, sie trug Kleider, die er noch nie gesehen hatte, aber sie war schön wie immer, er liebte sie, und zu diesem Gefühl kam ein zweites dazu: Gerade eben noch war sein Leben verwirrt gewesen, und nun war es plötzlich gerettet und in seinem Drogenwahn warf er die Freude über seine Braut mit seiner Rettung in einen Topf; sie hatte ihm soeben das Leben gerettet, und seine Dankbarkeit darüber steigerte sein Begehren nach ihr ins Unermeßliche. Ohne ein Wort zu sagen und ohne die Haustüre zu schließen ging er wortlos auf sie zu, riß ihr mit einer Mischung aus Zärtlichkeit, Begierde und Brutalität die Bluse vom Leib, daß die Knöpfe davonjagten wie

die Munition aus einer Schrotflinte. Er hatte den Eindruck, daß sie sich von der Macht des Momentes mitreißen ließ. Sie war nicht aktiv, aber sie wehrte sich auch nicht. Daniel kannte sie so gar nicht, eigentlich war sie viel spielerischer, selbstbewußter, stärker, aber gerade ihre momentane Andersartigkeit steigerte sein Empfinden, daß dies ein göttlicher – oder ein teuflischer – Augenblick war. Sie bewegte sich anders, sie faßte anders zu, sie roch anders und doch war sie ihm unendlich bekannt. Daniel sollte später nicht mehr wissen, ob sie es überhaupt getrieben hatten und wenn ja, wo; auf dem Flurboden, im Stehen? Er würde die Bilder nie mehr zusammenbringen. Das einzige, an das er sich ab diesem Moment immer erinnern konnte, war, als der Kosmos sich in sein Leben einmischte, just in jenem Moment, in dem er ein tierisches Grunzen von sich gebend mit seiner Braut zugange war – und zeitgleich seine Braut das Zimmer betrat. Daniel starrte sie an. Erst die Braut, die er berührte, küßte und liebte, und dann die Braut, die wortlos und wie angewurzelt im Türrahmen stand. Das war die erste Krümmung des Raums, die Daniel selbst miterlebte; die vierte Dimension demonstrierte still, aber mächtig ihre Existenz. Seine Freundin, seine Braut, hatte sich entweder entmaterialisiert, dupliziert und war als eigene Kopie wieder erschienen oder sie war sich beim Ritt auf der Zeitschiene selbst begegnet. Dies mußte versehentlich passiert sein, denn offensichtlich war die eine Braut über das Auftauchen ihres zweiten Ichs genauso baff und entsetzt wie die andere. Daniel mutmaßte, daß sie es war, die ihm immer und immer wieder durch die Gassen Barcelonas hinterher hetzte. Er entschied in diesem Moment, daß eine Frau, die sich selbst duplizieren konnte, zuviel für ihn war. Er hatte einen Blick in eine Welt getan, die ihm unheimlich war. Eigentlich wollte er diesen ganzen spirituellen Kram nie erleben, immer hatte er als Kind furchtbare Angst gehabt, seine

tote Tante könnte ausgerechnet bei ihm eines Nachts auf der Bettkante sitzen. Deshalb hatte er Jahre seines Nachtschlafes bei brennender Zimmerbeleuchtung verbracht, weil er hoffte, daß die ganzen Geisterwesen elektrisches Licht scheuten. Und nun schien sich für ihn zu bewahrheiten, daß wir uns im Leben ausgerechnet immer den Dingen, die wir am meisten fürchten, stellen müssen. Das Spirituelle war da, in sein Leben eingedrungen und war nicht mehr zu verleugnen. In Windeseile zog er seine Hose hoch, schnappte seine Umhängetasche und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Raum. Während er die Treppen herunterlief hörte er seltsame Geräusche aus der Wohnung seiner Braut, die er dahingehend interpretierte, daß sich die Hexe da oben nun wieder zu einer Person zusammenfügte. Dies versetzte ihn erneut in höchste Panik, und er rannte aus dem Haus, den ganzen langen Weg zurück, den er vor wenigen Minuten erst hergelaufen war, als sein Leben noch unberührt war und er im Begriff, in Kürze zu heiraten. Aus der Bewegung heraus warf er den Schlüssel ins Gebüsch; er hatte Angst, die stärker war als jede Liebe, Angst, die ihm sagte, er wollte zu dieser Frau, die sich aufteilen kann, nie mehr zurückkehren. Und noch eine Ahnung erfaßte Daniel in diesem Moment mit fürchterlicher Macht: Seine spirituelle Abstinenz war vorüber, ab sofort würde er sich nolens volens auf die Suche machen müssen, auf die Suche nach der universellen kosmischen Weisheit, nach jener Wahrheit, die hinter all der eingebildeten Fassade steckt, die man einfach so unüberlegt „Leben“ nennt.

Währenddessen saß der Buspassagier im Bus und überlegte, daß Bus fahren an sich eine langweilige Sache war. Lesen mochte er gar nicht erst anfangen, denn dazu waren die Strecken immer zu kurz. Während er noch überlegte, was er mit seiner toten Zeit im Bus künftig anfangen könnte, zwang sein

Gehirn ihn dazu, dem Gespräch, das in den Sitzen vor ihm sehr laut geführt wurde, zuzuhören. Interessant, daß sich die Menschen im Bus immer so sicher fühlen, dachte er. Vor ihm saßen zwei Männer, von denen einer eine neue Festnetznummer hatte und im Begriff war, dem anderen die neue Zahlenkombination auf einen Zettel zu diktieren. Der Buspassagier hatte zufällig gerade seinen Notizblock auf dem Schoß und einen Kugelschreiber in der Hand, weil er notieren wollte, was er im Fahrradgeschäft alles kaufen mußte, um sein Fahrrad wieder flott zu kriegen. Ohne zu wissen, warum, notierte er die laut ausgeplauderte Telefonnummer spaßeshalber mit und ordnete sie den Namen zu, mit denen die zwei sich ansprachen. Als er seinen Notizblock gerade wieder in die Tasche stecken wollte, um auszusteigen und ein neues Busticket für die nächste Fahrt zu kaufen, horchte er plötzlich auf. „Ich sag dir eines, Jonas“, der Ausplauderer senkte seine Stimme ein wenig und drehte den Kopf für den Bruchteil einer Sekunde suchend nach hinten, aber nicht so weit, daß er die Aufmerksamkeit des Buspassagiers hätte erahnen können, der interessiert in seinem Notizblock blätterte, „wenn meine Frau den Schlüssel finden würde, den ich mit Tesafilm von unten an die Schublade meines Nachttisches geklebt habe und damit mein unteres Schreibtischfach aufschließen würde, dann würde sie Videos und Aufnahmen finden, mit denen sie mal lernen könnte, um wieviel besser ihre Freundinnen im Bett sind als sie selbst!“

Ja, dachte der Buspassagier im Aussteigen, was würde wohl passieren, wenn sie jetzt gleich einen Anruf bekäme, auf der neuen Festnetznummer, die ja – wie ihr Gatte es Jonas gerade erzählt hatte – noch gar keiner kennen konnte? Einen Anruf von einem, der sich, sagen wir, als bester Freund von Jonas ausgeben würde und beichten würde, er halte den Gewissens-

bissen nicht mehr stand und müsse ihr einfach von dem Versteck des Schlüssels, dem unteren Schreibtischfach und den schmutzigen Videos erzählen? Welche Verwerfungen und Krisen würde das wohl auslösen? Und derjenige, der anruft, würde gar nichts davon mitkriegen? Interessante Überlegung....

„Was war das denn?“ fragte der Azubi den Pfleger, nachdem sie sich mit einem Seitenblick noch einmal vergewissert hatten, daß der Alte sicher auf seinem Platz saß.

„Das war einer seiner Jünger!“

„Seiner was?“

„Jünger! Sag ich doch!“

Der Pfleger winkte dem Alten zu, der mit leerem Blick durchs Busfenster auf die zwei Mitarbeiter des Pflegeheims starrte und aussah wie Stephen Hawking, der geniale Physiker, der vor knapp vierzig Jahren verstorben war und für viele Philosophen als Urvater des neuen Bewußtseins galt, das nach der großen Wirtschaftskrise um sich griff und die Welt grundlegend verändert hatte.

„Wie? Der rennt hier her, fällt vor dem Alten auf den Boden und sagt: ‚Danke, Meister, ich danke Dir!‘ – um ein Haar hätte ich den Verrückten weg getreten!“

„Gut, daß Du’s nicht gemacht hast!“

„Warum?“

„Wer weiß, wie die anderen Jünger darauf reagiert hätten!“ Der Blick des Pflegers wurde streng, „und die kriegen immer alles mit!“

„Überhaupt, Chef, was soll die Geschichte mit der ewigen Busfahrerei? Was ist das für ein Rollstuhl?“ Damit zeigte der Azubi mit einer beiläufigen Bewegung auf die Spezialanfertigung: Vorne an jeder Armlehne war ein in alle Richtungen schwenkbarer Zwölf-Zoll-Bildschirm montiert, unter den Armlehnen war jeweils der dazugehörige kleine Hochleistungsprozessor befestigt. Die Energie lieferte eine für das Jahr 2048 völlig veraltete Brennstoffzelle, die unter der Sitzfläche angebracht war, und an der Kopfstütze

befanden sich zwei Antennen. Die eine war für das satellitengestützte Ortungssystem, mit dessen Hilfe die Pflegeheimleitung ihre Schäfchen jederzeit über Galileo II orten konnte, was seit gut zwanzig Jahren gesetzlich vorgeschrieben war, und die andere verband die beiden Rechner mit dem Netz. Über den einen Bildschirm raste eine Buchstabenkette hinweg, so, als suche der Rechner selbsttätig ein ganz bestimmtes Wort in einem unendlichen Roman, der andere Rechner schien bemüht zu sein, im weltweiten Netz Nachrichten auszutauschen und selbsttätig Anfragen zu bearbeiten.

„Das ist eine längere Geschichte, mein Junge, aber sie ist sehr interessant!“

Der Azubi schaute seinen Ausbilder aufmerksam an.

„Es ist die Geschichte eines großen Zufalls, der womöglich keiner war – oder doch, wer weiß das schon?“

Der Azubi steckte sich unschlüssig eine Zigarette an.

„Spinnst du?“ zischte der Ausbilder erschrocken, „mitten auf der Straße?“

Der Azubi zuckte ungerührt mit den Schultern: „Mich haben sie noch nie erwischt!“

„Ich mach dir einen Vorschlag. Wir haben vierzig Minuten Zeit, bis der Alte seine Fahrt hinter sich hat. Laß uns ins Morlok gehen, dort gibt es den letzten Raucherkasten in dieser Stadt, der noch ein klein wenig Flair besitzt; du zahlst den Kaffee und lieferst die Zigaretten, und ich erzähl dir seine Geschichte!“

„Hört sich gut an!“ sagte der Azubi. Der Pfleger machte eine auffordernde Kopfbewegung, und die zwei setzten sich Richtung Café Morlok in Bewegung. Im Laufen zog der Ausbilder eine kleine Fernbedienung aus der Tasche und drückte auf einen Knopf. Daraufhin setzte sich der leere Rollstuhl in Bewegung und folgte ihnen geräuschlos.

Der Alte schaute derweil teilnahmslos durchs Busfenster – hinaus auf die beiden Pfleger, die sich gerade davonmachten, seinen Rollstuhl im Schlepptau. Die gehen bestimmt in diese Raucherkneipe, ins Morlok, dachte er, und ein leises Lachen entwich seinen rissigen blaugefleckten Lippen. Heutzutage war es schon Anarchie, auf offener Straße zu rauchen; mein Gott, waren wir frei damals, dachte er, frei wie die Vögel, und doch haben wir es viel zu wenig genutzt!

Früher war er auch immer ins Morlok gegangen. Der Laden hieß damals nur völlig anders und war auch völlig anders, selbst die Häuser drum herum waren anders; früher hatten sie alle noch große protzige Glasfassaden, aber nachdem 2030 wegen des massiven Klimawandels das Nullenergiehaus gesetzlich gefordert wurde, wurden sie allesamt abgerissen und mit wärme geschützten Fassaden vertauscht, durch die man heute bloß noch durch kleine Fenster hindurchsehen konnte. Das Deckenlicht wurde im Lichthof eingefangen und durch eine aufwendige Spiegeltechnik in alle Zimmer verteilt. Romantisch war das nicht, aber sparsam. Der Alte seufzte. Alles war anders, dachte er schwer, damals. Und doch erinnerte er sich schmerzlich genau. Denn just in dieser Kneipe, die heute „Morlok“ und seinerzeit noch ganz anders hieß und ganz anders aussah und ganz anders war, hatte er vor nunmehr fast auf den Tag genau vierundvierzig Jahren das erste Gespräch mit ihr geführt. Um genau zu sein, das erste längere mit dieser Frau, die sein Leben verändert hatte und die nun tot war. Wie ihre Schwester.

Der Alte seufzte. Nein, er wollte nicht wieder in diese Denkfalle geraten, für welchen Tod er welche Verantwortung zu tragen hatte oder auch nicht. Heute nicht diesen Film sehen, das führte nicht weiter und da half nur: Schnell an etwas anderes denken. Zum Beispiel an seine Pfleger. Der jüngere

war erst seit ein paar Wochen im Heim und schwer einschätzbar. Er hatte lange, leicht gewellte, dunkelbraune Haare und einen südländischen Teint. Er kleidete sich stets auffallend jugendlich: Turnschuhe, Jeans oder legere Stoffhose. Je nach Wetter trug er T-Shirts mit bunten Aufschriften, mal auch ein kurzärmeliges über dem Langarmshirt, Kapuzenpullis oder Hemden, die er über die Hose hängen ließ. Er bewegte sich sehr sportlich und weich, fast wie ein Indianer. Er war schlank und muskulös, und er schlich durch die Gänge des Pflegeheims wie Winnetou, aber nicht wie der schicke Winnetou in der laut angedonnerten Neuverfilmung, bei der man bloß einem Haufen Geld beim Wackeln zuschauen kann, nein, in dem marde-ralten Filmschinken aus dem letzten Jahrtausend, wie hieß der gleich noch mal, dachte der Alte, dieser geschmeidige „Winnetou...war...ein Christ!“ und dann starb er, Pierre irgendwas, wenn ich jetzt im Rollstuhl säße, könnt ich's kurz nachschauen, aber, ist ja auch egal. Jedenfalls: Dieser Azubi konnte schleichen wie ein Apache auf dem Kriegspfad. Betrachtete man ihn von hinten, so mußte man intuitiv auf einen etwa Zwanzigjährigen tippen. Doch wenn man ihn von der Seite oder gar von vorne ansah, fiel der Blick sofort auf eine extrem hohe Stirn, wie sie Zwanzigjährige nicht haben konnten. Und die Lachfältchen an Mundwinkeln und Augen sowie die nachdenklichen Stirnfalten erzählten von guten dreißig Lebensjahren. Was den Jungen aber vor allem merkwürdig machte, war sein Status: Auszubildender. Warum gibt sich ein Mensch in diesem Alter dem Streß hin, einen Pflegeberuf zu erlernen? Was hatte er vorher gemacht? Als Insasse der Pflegeanstalt war es schwierig, an detaillierte Informationen heranzukommen, aber was der Alte bisher über den Azubi erfahren hatte, konnte die Verwirrung über diesen Menschen nur noch vertiefen: Journalist sei er gewesen, munkelten die einen, die anderen, er sei es noch und als eine Art Wallraff ins Pflegeheim

gekommen. Dritte erzählten von einem Tagdieb, der sein Leben erst jetzt in den Griff bekäme. Und einer wollte erfahren haben, der Azubi sei Unternehmer und habe eine gut gehende Firma in Spanien. So oder so: Dieser junge Mann, der war dem Alten einfach nicht ganz geheuer.

Der ältere, der seinen Azubi witzigerweise duzte, während der Azubi ihm im Gegenzug respektvoll das „Sie“ gewährte, war sehr nett. Nach Schätzung des Alten Mitte fünfzig, und er hatte auf dem Weg zu diesem Alter sämtliche Haare auf dem Kopf verloren, dafür aber welche in der Nase, in den Ohren und auf der Schulter dazugewonnen, und zwar in solch einem Ausmaß, daß die grauen Schulterhaare stets aus dem T-Shirt-kragen herausquollen wie Senf aus einer gequetschten Tube. Die Haare saßen auf seiner Schulter wie vielbeinige Spinnen, und seine Nasenhaare könnte er sich getrost wachsen lassen und über die Glatze kämmen. Der Alte kicherte beim Nachdenken darüber kurz in sich hinein. Sogar auf seinen Zehen sprossen dem Pfleger gewaltige Haarbüschel. Das konnte man sehen, wenn seine Füße sommers unbesockt in Birkenstocksandalen daherkamen. Siehst du, dachte der Alte, Birkenstock, die gibt's noch. Viel Schönes hat sich über die Jahrzehnte aus dem Staub gemacht, aber Birkenstocks, diese häßlichen Latschen, die existieren heute noch!

Der Bus setzte sich weich in Bewegung, trotzdem gab es einen feinen Ruck, und ein sonores Brummen setzte ein. Offensichtlich schien die Sonne heute nicht so stark wie tags zuvor, denn immer, wenn die Energie nicht ausreichte, die die Sonnenkollektoren auf dem Busdach einfangen konnten, setzte bei dem Hybridfahrzeug mit einem leisen Ruck der Wasserstoffmotor ein, zumeist beim Anfahren und Beschleunigen, und feine Wassertröpfchen stäubten dann aus dem Auspuff oben am Dach.

Der Alte hatte den Blick immer noch durchs Fenster auf seine beiden Pfleger geheftet, die auf dem Weg zum Morlok waren. Der ältere war wirklich nett! Der blieb im Zimmer öfter mal sitzen, er nahm sich Zeit für die älteren Herrschaften. Wenn er fragte, war das nicht sensationslüstern, sondern interessiert. Ansonsten hörte er einfach nur zu und tat das, wie es schien, gerne. Und er war auch der einzige im Heim, dem der Alte seine Geschichte erzählt hatte. Nein, das war nicht ganz richtig. Er hatte sie schon einmal erzählt – dem Heimleiter, der inzwischen tot war. Und deshalb wollte er danach schweigen, schweigen wie ein Grab und sie niemandem mehr erzählen, außer sich selbst, bis er im kalten Grab lag oder verbrannt sein würde. Schweigen ist Gold, sprich nichts, erzähle nichts und niemandem, schon gar keinem im Heim, aber dann war es einfach so gekommen, als der Pfleger, der ältere, der sehr nett war, ihn an seinem letzten Geburtstag vor fast genau einem Jahr abends in seinem Zimmer im Pflegeheim aufgesucht hatte.

Er hatte ihm gratuliert, ihn herzlich umarmt und dann diese Flasche 35er auf den Tisch gestellt. Es war ein Spätburgunder aus dem Neckartal, eine fast schon vergessene Traube, und der Wein in dieser Flasche war nun schon ein gutes Dutzend Jahre alt und mußte deshalb dringend bald getrunken werden, und dann war ihm der Scherz entwichen: „Knapp hundert Jahre bevor dieser Wein gekeltert wurde, haben wir Deutsche die Menschheit mit einem netten kleinen Weltkrieg beglückt! Und knapp hundert Jahre nach seinem Ende haben nette Menschen diesen netten Wein gekeltert!“ „Na dann“, hatte der Pfleger, der ältere, der nette, zurückgefrotzelt, „würde ich doch angesichts dieser wehrkraftzersetzenden Flasche sofort standrechtlich befehlen: „Rübe ab!“ Und dann hatten sie lachend die Flasche entkorkt und angestoßen, und es kam dem Alten so vor, als habe der Pfleger etwas im Schilde geführt, denn in

seiner Ledertasche befanden sich noch zwei weitere Flaschen dieses Weines, wovon eine immer zur rechten Zeit vom Pfleger fast unmerklich entkorkt worden war und dann auf dem Tisch stand, und auch das Glas des Alten schien sich immer wieder genau dann von selbst und fast schon heimlich zu füllen, wenn er mal nicht hinschaute. Und so war es eben passiert, und er hatte zu reden begonnen, und als er bemerkt hatte, daß er gefangen war, daß etwas mit ihm geschah, das er zwar in allen Einzelheiten wahrzunehmen, aber nicht zu steuern vermochte – da waren die drei Flaschen auch schon leer, er selbst war schwer betrunken und seine Geschichte erzählt.

Der Alte blickte noch einmal aus dem Fenster zu den beiden Pflegern, bevor sie aus seinem Gesichtsfeld verschwanden und registrierte, daß sie am Morlok angekommen waren. Sie wandten sich noch einmal dem Bus zu. „Ja“, nuschelte der Alte vor sich hin, „ja, ich weiß, ihr redet über mich, ich bin ja selbst schuld daran, was muß ich auch alles ausplaudern. Dem anderen hätte ich nichts erzählt, aber was soll's, redet nur, redet, wir müssen alle mal gehen, alle!“

Seine Gedanken schweiften zurück in alte Zeiten, und nun, spürte der Alte, würde der Film wieder starten, nun war es nicht mehr zu verhindern, es würde wieder losgehen. Gleich würden einmal mehr die entscheidenden Monate seines Lebens an seinem inneren Auge vorüberziehen; so, wie jeden Tag, den er seitdem erlebt hatte. Und wie jeden Tag wußte er, daß Gegenwehr völlig zwecklos war: Wenn der Film startete, dann war er der einzige Kinogänger, gefesselt in seinen Stuhl, seinem ganz persönlichen Vergangenheitsfilm ausgeliefert, den quälenden, ergreifenden, schicksalschwangeren Szenen genauso wie den schönen, beschwingten; lief der Film, mußte er zuschauen. Und das monotone Surren des Busses lieferte dazu, wie immer und wie damals, den Original-Soundtrack.